

»Natürlich schmeiße ich dich nicht selbst raus. Ich bin kein Türsteher. Aber du stehst auf meinem Grund und Boden. Ich könnte die Polizei rufen.«

Der Kerl zuckt zwar nicht mit der Wimper, aber er mustert mich so eingehend, als würde ihm mein Aussehen Ausschluss darüber geben, ob ich so weit gehen würde. Ich hoffe, er sieht mir an, dass ich an dem heutigen Tag zu allem fähig bin, wenn ich dann nur endlich meine Ruhe bekomme.

»Also«, setze ich an, weil ich den Kerl kurzzeitig sprachlos gemacht habe. »Machen wir es doch auf die einfache Tour. Du erzählst mir, was du hier treibst und ich warte noch, bis ich die Polizei rufe.« Ich nehme zwei Klappstühle von der Wand, stelle sie gegenüber voneinander auf und lasse mich auf einen fallen. Ich frage mich, warum ich meine Drohung nicht gleich wahr mache. Das wäre die logische Reaktion auf diese seltsame Situation. Stattdessen bilde ich einen Stuhlkreis. Der Tequila scheint mehr Kontrolle über mein Entscheidungsvermögen zu haben, als ich gehofft hatte. Ich würde mich nicht viel verrückter aufführen, wenn ich einem Einbrecher, dem ich in unserer Wohnung begegne, einen Kaffee anbieten und mir seine Lebensgeschichte anhören würde. Aber ich meine, was ist schon normal? Ich bin zwanzig Jahre alt und die »Mutter« einer Dreizehnjährigen. Das Leben hat schon vor Monaten aufgehört, Sinn zu ergeben. Und je früher ich das akzeptiere, desto besser wird es mir damit gehen.

Ich warte ab. Meine Arme habe ich wieder vor meiner Brust verschränkt, weil ich mich damit doch wohler fühle. Der Kerl hat es mit seinem bockigen Verhalten ohnehin nicht verdient, dass ich seinetwegen alte Gewohnheiten aufgebe.

Er zögert noch eine Sekunde, beäugt den Stuhl, als hätte ich ein Furzkissen oder Schlimmeres dort deponiert, doch dann lässt er sich mir gegenüber sinken. Er rutscht so tief in den Stuhl hinein, dass sich unsere Knie fast berühren.

»Wie heißt du?«, frage ich, weil ich müde werde, ihn in meinem Kopf als »den Kerl« zu bezeichnen. Er reagiert nicht sofort, also füge ich hinzu: »Mein Name ist Lotta.«

»Jasper«, gibt er sich geschlagen und setzt sich gerader hin.

»Jasper«, beginne ich, »warum schläft der Besitzer einer glitzernden Uhr und des neusten iPhones in einer schäbigen Gartenhütte wie dieser hier?«

Er grinst leicht. Die Lampe auf dem Holztisch wirft Schatten auf sein Gesicht, und sobald sich seine Züge verziehen, beginnen die Schatten zu tanzen, als hätte er sie mit seinen Bewegungen aufgescheucht. Seine Augenfarbe kann ich im Halbdunkel nicht erkennen.

»Erschien mir die einfachste Lösung für all meine Probleme zu sein«, sagt er leichthin, doch ich kann sehen, dass sich sein Kiefer anspannt. Ich kenne dieses Gefühl. Wenn man Worte, die sich gegen einen wehren, herauszwängen muss, weil andere Menschen erwarten, sie zu hören. Immer, wenn Leute mich fragen, wie es mir als Erziehungsberechtigte meiner Schwester ergeht, lächle ich und sage Phrasen wie: »Es läuft gut.« Oder »Ich komme klar.« Oder wenn ich mich an dem Tag mal besonders ehrlich fühle: »Manchmal ist es schwer, aber wir kriegen das hin.« Aber egal, wie man es auch dreht und wendet, alle diese Sätze sind Lügen. Und weil der Körper das weiß, versteift sich der Kiefer. Der Körper ist so viel ehrlicher, als der Kopf jemals sein könnte.

»Das bezweifle ich«, widerspreche ich ihm. »Allein wenn du die Uhr verkaufen würdest, könntest du dir eine wesentlich gemütlichere Bleibe leisten.«

»Warum sollte ich für eine Unterkunft bezahlen, wenn ich die hier umsonst bekomme?« Er weicht mir aus.

»Hast du in deinem Leben jemals eine gradlinige Antwort auf eine Frage gegeben?«, frage ich leicht genervt. Ich kann jetzt schon die Vorwehen der Kopfschmerzen spüren, die mir den morgigen Tag zur Hölle machen werden. Ein schaler Geschmack breitet sich in meinem Mund aus. Außerdem bringt der Staub meine Augen zum Brennen.

»Zumindest nicht auf deine«, sagt Jasper. Er beugt sich nach vorne, bis er seine Unterarme auf seinen Beinen abstützen kann, und fixiert mich. »Was genau treibst du mitten in der Nacht hier?« Er atmet ein und an seinem Gesichtsausdruck erkenne ich, dass mein Alkoholattem ihm bereits die Antwort auf seine Frage gegeben hat. Sag ich's doch, der Körper ist ehrlicher als alles, was Menschen sagen könnten. »Verstehe«, sagt Jasper und lehnt sich wieder zurück. »Du willst dich deinen Eltern nicht betrunken stellen müssen.«

Allein die Erwähnung reicht, um mir einen schmerzhaften Stich zu verpassen.

»Falsch«, sage ich und versuche gelassen zu klingen. Doch so richtig kriege ich es nicht hin. Meine brennenden Augen sind dabei auch nicht gerade eine große Hilfe.

»Was ist dann der Grund?«

Er versucht, den Spieß herumzudrehen. Doch so einfach kommt er mir nicht davon.

»Ich muss dir nicht antworten. Du bist der Einbrecher in meinem Gartenhäuschen und nicht umgekehrt«, sage ich. »Und wenn du mir nicht antwortest, rufe ich doch die Polizei. Denn es gibt genau zwei Erklärungen dafür, dass du mir ausweichst. Entweder die Wahrheit ist dir peinlich oder die Wahrheit beinhaltet eine Straftat. Wenn es

peinlich ist, werde ich noch mal darüber nachdenken, ob ich die Polizei rufe. Hast du aber was Illegales gemacht, will ich, dass du sofort von hier verschwindest.«

Der Schatten seines Grinsens verschwindet, und er seufzt tief. Ich habe einen wunden Punkt getroffen. Er tut vielleicht so, als wäre er ganz entspannt, aber er kann es auch nicht riskieren, dass ich ihn rausschmeiße. Er braucht diesen Ort. Und dass er so verzweifelt ist, macht mich nur noch neugieriger.

»Ich verrate dir, warum ich hier bin, wenn du mir verrätst, warum du hier bist«, sagt er.

Ich kneife die Augen zusammen. Ich weiß echt nicht, was ich von diesem Kerl halten soll. Er führt Gespräche, als würde er ein Schiff lenken und Eisbergen ausweichen müssen. Als wäre jede Information, die er preisgibt, am Ende der Grund, warum er untergeht.

»Deal«, sage ich. »Du zuerst.«

An Jaspers aufflammendem Grinsen erkenne ich, dass er genau das Gleiche sagen wollte. Doch er nickt und gibt sich das erste Mal in diesem Gespräch, das sich mehr wie ein Schwertkampf angefühlt hat, geschlagen.

»Ich bin kein Verbrecher auf der Flucht vor dem Gesetz«, sagt er in einem Tonfall, der sich wohl über mich lustig machen soll. Komischerweise wird er nach diesem Satz ein bisschen ernster. Noch nicht ernst genug, um als verantwortungsbewusster Erwachsener durchzugehen, aber gerade ernst genug, dass ich ihm noch keine reinhauen will. »Ich habe auch keine tragische Vergangenheit, die mich hierhergeführt hat. In meinem Leben ist eigentlich nie was wirklich Schlimmes passiert. Ich bin einfach ein zwanzigjähriger Typ, der seinen Scheiß nicht auf die Reihe kriegt.«

Zwar ist das immer noch keine gradlinige Antwort, aber ich beschwere mich nicht. Ich sehe ihn eine Weile einfach nur an, weil ich seine Aussage wesentlich besser verstehe, als ich zugeben will.

Ich kriege meinen Scheiß auch nicht auf die Reihe. Eigentlich müsste ich erwachsen sein, doch schon seit Monaten fühle ich mich, als hätte ich diesen letzten Schritt fort von meiner Kindheit nie geschafft, als hätte ich es mir zwei Meter vor der Zielgeraden anders überlegt und statt weiterzulaufen, mich im Schneidersitz hingesetzt, unfähig jemals wieder aufzustehen.

Ich überlege, was ich zu Jasper sagen soll. Doch bevor ich einen Satz herausbringen kann, stoße ich den stärksten Nieser meines Lebens aus. Es hätte mich nicht überrascht,

wenn er genug Druckkraft gehabt hätte, um mich aus dem Stuhl zu heben und gegen die Wand hinter mir zu schleudern. Und danach hört es nicht auf. Der Staub kitzelt erbarmungslos in meiner Nase. Ich habe meine Allergie lange genug ausblenden können, jetzt lässt sie sich nicht mehr ignorieren.

»Alles gut bei dir?«, fragt Jasper und sieht mich besorgt an – wenn auch aus gewissem Sicherheitsabstand. Vermutlich fragt er sich gerade, ob ich eine ansteckende Krankheit habe.

»Stauballergie«, sage ich und kriege es hin, meine Nase kurz zur Ruhe zu bringen. Doch meine Augen brennen inzwischen so stark, dass ich sie nicht mehr ganz offen halten kann. »Ich muss hier raus.« Ich stehe auf und trete vor die Tür. Die Bank, die schon in ihren guten Tagen alt war, steht noch immer direkt vorm Häuschen, wenn sie auch von einigen Sträuchern überwuchert ist. Doch darum kümmere ich mich nicht. Ich lasse mich darauf nieder und atme einmal tief durch. Da haben wir es mal wieder. Egal, wo ich in dieser heißen Stadt auch bin. Nirgendwo kann ich richtig atmen.

Ich denke schon, dass Jasper die Tür von innen abschließen und sich einfach wieder schlafen legen wird, doch dann tritt er ebenfalls hinaus und lässt sich neben mir nieder. In der Hand eine Flasche, deren grünlicher Inhalt verheißungsvoll im Mondschein glitzert.

»Ich dachte, vielleicht brauchst du Nachschub«, sagt Jasper und schwenkt die Flasche.

»Ist das Pfeffi?«, frage ich und ziehe ganz automatisch die Nase kraus. Meine Reaktion entgeht Jasper keineswegs.

»Was soll denn diese Frage? Wenn du sie schon stellst, dann bitte mit mehr Elan und Begeisterung.«

Ich schüttele den Kopf auf diese leicht gönnerhafte Weise, die Erwachsene nur kleinen Kindern entgegenbringen können, zum Beispiel, wenn sie Kinder dabei beobachten, wie sie versuchen, sich ihre Hose über den Kopf zu ziehen. Das hat Rosa mal gemacht, als sie noch klein und süß war und ich noch nicht das Bedürfnis hatte, ihr täglich mindestens zweimal einen Eimer Eiswasser über den Kopf zu schütten.

»Wer ist schon begeistert beim Anblick von Pfeffi?«, frage ich und habe die Antwort auf meine Frage, sobald ich mich Jasper zuwende. Der Typ, der im Gartenhäuschen eines verwilderten Schrebergartens wohnt, ist ein Pfeffi-Enthusiast. Es sollte mich nicht überraschen.

»Auf diesen entmutigenden Ton werde ich erst gar nicht eingehen«, sagt Jasper und hält mir die Flasche weiterhin auffordernd unter die Nase. Ich seufze und nehme sie entgegen. Vielleicht hat der Tequila meine Geschmacksnerven genug außer Gefecht gesetzt, dass ich gar nicht merke, was ich da eigentlich trinke.

Ich nehme einen großen Schluck – und huste.

Ja, ich hatte recht. Es schmeckt immer noch nach abgestandener Mundspülung. Wenigstens habe ich jetzt nicht mehr diesen schalen Alkoholgeschmack auf der Zunge liegen. Ich gebe Jasper die Flasche zurück und er trinkt ebenfalls daraus. Da er einen beeindruckenden Zug vorlegt, könnte ich Glück haben, dass er die Flasche schon geleert hat, bevor ihm auffällt, dass er mich zu einem weiteren Schluck nötigen könnte.

Wir schweigen eine Weile. Ich sehe einfach in den Himmel, traurig darüber, dass selbst in so einer wolkenklaren Nacht kaum Sterne zu sehen sind. Meine Beine ziehe ich an den Körper und umschlinge sie mit den Armen. Das habe ich schon immer gemacht. Als wollte ich mich noch kleiner machen, als ich ohnehin schon bin.

Jasper hat mich nicht noch mal gefragt, was ich hier mache. Doch die Worte entkommen mir, bevor ich sie wieder gefangen nehmen kann.

»Ich verstecke mich nicht vor meinen Eltern, sondern vor meiner dreizehnjährigen Schwester. Unsere Eltern sind bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Seitdem bin ich ihre Erziehungsberechtigte. Und ich will nicht, dass sie mich betrunken erlebt. Dann wäre ich ein noch schlechteres Vorbild als ich es ohnehin schon bin.«

Es war schon vorher unglaublich still in diesem Schrebergarten, der nur an den Himmel und nicht an eine Großstadt zu grenzen scheint. Doch meine Worte vertiefen die Stille. Sie höhlen sie aus, wie ein Vakuum. In dem nichts zurückbleibt. Ich bilde mir ein, dass Jasper aufgehört hat zu atmen.

Ich warte auf all die Plattitüden, die ich inzwischen auswendig aufsagen kann. All die Dinge, von denen wir Menschen denken, dass wir sie in gewissen Situationen sagen müssen. Doch Jasper benutzt keine von ihnen. Als wäre auch er müde geworden, diese abgenutzten Sätze zu verwenden.

»Dreizehn Jahre alt? Was für ein beschissenes Alter.«

Ich bin so überrascht von dieser Aussage, dass ich ein kleines hysterisches Lachen ausstoße.

»Das kannst du laut sagen. Meine Schwester ist der absolute Albtraum.«

»Was macht sie?«